

Sachdokumentation:

Signatur: DS 3731

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/3731



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Newsletter vom 19. 12. 2021

Inhalt

Eine Schule für unsere Kinder und unsere Lehrer	1
Marianne Wüthrich, 17.12.2021	1
«Ach, warum habe ich nicht...?»	4
Journal 21, 4.12.2021, Carl Bossard	4
Wenn Schüler auf der Strecke bleiben	6
NZZ am Sonntag, 12.12.2021, Schweiz, René Donzé	6
Eine Kapitulation mit schwerwiegenden Folgen.....	8
NZZ am Sonntag, 12.12.2021, Meinungen, René Donzé	8
Nichts gelernt.....	8
Tages-Anzeiger 14.12.2021, Seite Drei, Christian Zürcher.....	8
Sind heutige Schüler überfordert?	11
Condorcet Bildungsperspektiven, 212.2021, Gastautor Thomas Kubelik	11
Der einstige Pisa-Champion versinkt im Mittelmass.....	14
Tages-Anzeiger, 14.12.2021, International, Kai Strittmatter, Kopenhagen.....	14
Die Parasiten in den Schulzimmern	16
NZZ, 6.12.2021, Meinung & Debatte, Tribüne, Gastkommentar von Philippe Weber	16
«Sind Inklusion und Integration in der Schule gescheitert?».....	17
Buch von Beat Kissling	17

Eine Schule für unsere Kinder und unsere Lehrer

Marianne Wüthrich, 17.12.2021

Unser letzter Newsletter in diesem Jahr ist zwei Grundsatzfragen gewidmet: Wie sollte die Schule sein, damit möglichst alle Kinder möglichst viel von dem lernen, was sie in ihrem weiteren Leben «brauchen» (nicht nur im ökonomischen Sinn!)? Und welche Voraussetzungen müssen die Schule und die Lehrerbildung erfüllen, damit uns nicht immer mehr Lehrerinnen – oft gerade die besten – davonlaufen? Diese zwei Dauerbrenner stehen seit den untauglichen Schulreformen der letzten Jahre und Jahrzehnte im Raum, und sie machen auch den Kern der Texte unseres Newsletters aus.

Wenn Zehntausende von Schülern «auf der Strecke bleiben», ist das Schulsystem von Grund auf zu hinterfragen

In der Schweizer Volksschule erreicht heute ein besorgniserregender Teil der Kinder die Lernziele ihrer Klasse nicht, so René Donzé («Wenn Schüler auf der Strecke bleiben», «Eine Kapitulation mit schwerwiegenden Folgen»). Nun, das gab es in kleinerer Zahl schon in meiner Schulzeit. Kinder sind keine Roboter, und sie haben bekanntlich unterschiedliche Vorgeschichten, wenn sie in die Schule kommen. Aber bis vor zehn, zwanzig Jahren ist niemand auf die Idee gekommen, die Lernziele für diese Kinder «anzupassen», das heisst ihnen fortan leichtere Aufgaben zu geben als ihren Mitschülern und einfach



keine Noten in ihr Zeugnis zu schreiben. Im Klartext: Einen Teil unserer Jugend faktisch auf ihrem Stuhl im Schulzimmer und auf ihrem Lernniveau sitzen zu lassen, zum Beispiel in Deutsch oder Mathematik oder in anderen Fächern. Mit fatalen Folgen für das Gemüt der «abgehängten» Kinder, für ihre Lernfähigkeit, ihren Lebensmut und für ihre berufliche Zukunft.

Donzé erwähnt eine Studie aus der PH Zürich, wonach Lernzielanpassungen und Zeugnisse ohne Noten bei der späteren Lehrstellensuche eine «formelle Diskriminierung» bedeuten, «die sich nachhaltig auf das Leben der Kinder auswirkt».

Gut, dass sie das in der PH endlich gemerkt haben – jetzt erwarten wir aber Konsequenzen! Denn diese «formelle Diskriminierung» basiert auf dem Konzept des Lehrplan 21 mit seinen Tausenden von unstrukturierten Modulen und seinen Gedankensprüngen, die ein sinnvolles Lernen verhindern. Zu diesem verqueren Konzept gehört auch das «selbstorganisierte Lernen SOL». Und es gehören die beiden Frühfremdsprachen dazu, die – nicht nur den fremdsprachigen! – Kindern die Köpfe verwirren, bevor sie die Grundlagen der deutschen Sprache gelernt haben.

Wenn Schule und Eltern am selben Strick ziehen, läuft's besser

Thomas Kubelik hat natürlich recht, wenn er auf die zahlreichen ausserschulischen Probleme unserer Zeit hinweist, die vielen Kindern ein ruhiges und konzentriertes Lernen in der Schule und eine gedeihliche Entwicklung und Reifung ihrer Persönlichkeit erschweren («Sind heutige Schüler überfordert?»). Aber dass es nur selten an der Schule liege, wenn Kinder unter «Schulstress» leiden, würde ich so nicht stehenlassen. Das oben geschilderte untaugliche Lehrplan-Konstrukt der heutigen Volksschule führt unweigerlich zu Stress, sei es durch das Alleinlassen der Kinder mit ihrem nicht verstandenen Lernstoff, sei es durch die permanente Unruhe im «Grosslernbüro», in der gute Lerner sich die Ohren verstopfen müssen, um sich konzentrieren zu können.

Gerade *wegen* der digitalen Dauerberieselung vieler Kinder in der Freizeit und der oft zu wenig fordernden Anleitung zu Hause wäre eine Schule, in der mit dem Lehrer und den Mitschülern zusammen der Lernstoff in Ruhe erarbeitet werden kann, besonders dringend nötig. Es ist wenig sinnvoll abzuwägen, wer «mehr Schuld» ist an den heutigen Zuständen. Am besten geht es, wenn Eltern und Lehrer in einem gedeihlichen Miteinander zusammenwirken, gerade auch bei der Eindämmung überbordender Medieneinflüsse. Wie Philippe Weber festhält, ist ein stetes Abwägen nötig, wo der Einsatz von IT-Geräten sinnvoll ist und wo sie zu «Parasiten in den Schulzimmern» werden. Dies sollte auch zu Hause gelten.

Chancengleichheit heisst nicht, dass alle Kinder im selben Schulzimmer sitzen

Heute sind Kleinklassen bei vielen «Bildungsexperten» verpönt, denn es sei für ein Kind diskriminierend, nicht mit allen Gleichaltrigen gemeinsam beschult zu werden. Wenn alle in derselben «Lernlandschaft» sitzen und jedes sich nach seinen «Bedürfnissen» und «Interessen» sein Lernen «selbst organisieren» soll, widerspricht das jedoch der sozialen Natur des Menschen. Die Schule ist nicht gerechter, wenn alle Kinder dieselbe Software zur Verfügung haben und selbst dafür verantwortlich gemacht werden, ob sie ihre Chance nutzen oder nicht. Das ist im Gegenteil ausgesprochen ungerecht. Die beste Chance, beim Lernen und im Leben voranzukommen, haben Kinder, die von ihrem Lehrer ins Lernen eingeführt und sich mit ihm und ihren Mitschülern zusammen den Schulstoff erarbeiten können. Dabei merkt jede geschulte Lehrerin, ob und wo einzelne Kinder hängenbleiben, und kann ihnen darüber hinweghelfen.

Wo das innerhalb der Regelklasse nicht gelingt, kann eine Kleinklasse oft eine bessere Chance für ein Kind eröffnen. Deshalb rufen viele erfahrene Lehrerinnen und Lehrer heute



dazu auf, wieder geeignete Kleinklassen einzuführen. Eine besonders geglückte Sache sind Einschulungsklassen, wo die Kinder nach dem Kindergarten den Schulstoff der ersten Klasse mit einer heilpädagogisch gebildeten Lehrerin in zwei Jahren erarbeiten und dann in die zweite Regelklasse einsteigen können. Das ist echte Chancengleichheit: Jedes Kind hat das Recht auf gleiche Chancen, in seiner Schulzeit seine Persönlichkeit geistig, manuell und emotionell entwickeln zu können, als Grundlage für ein erfülltes Leben.

Eine Lehrerbildung, die diesen Namen verdient

Es ist nicht schwierig herauszufinden, welche Schule die Lehrerinnen und Lehrer für sich und vor allem für ihre Schüler wünschen – man braucht nur die Ohren zu spitzen und die Leserbriefe in den Zeitungen zu lesen: Zum Beispiel homogene und nicht zu grosse Klassen; Unterrichten statt Coachen und Bewertungsbögen abhaken; digitale Geräte – als Hilfsmittel! – frühestens ab der Mittelstufe; Abbau der ausufernden Administration; einen tauglichen Lehrplan (also nicht den Lehrplan 21); Weiterbildungen, die der Lehrerin neuen Schwung und Freude an ihrem Beruf geben.

Der Lehrerberuf bliebe auch mit solchen Erleichterungen und Verbesserungen ein sehr anspruchsvoller Beruf, besonders in Klassen mit vielen fremdsprachigen Kindern und erst recht in Zeiten der Pandemie. Aber es ist die Aufgabe der Volksschule, auch unter widrigen Umständen ihrem Auftrag gerecht zu werden. Wenn es richtig angepackt wird, ist es möglich, auch Kinder aus «bildungsfernen» Familien oder aus anderen Kultur- und Sprachräumen in elf Jahren (inklusive Kindergarten) Lesen, Schreiben und Rechnen zu lehren und was sonst noch alles nützlich und begeisternd fürs Leben ist.

Dazu brauchen wir aber eine Lehrerbildung, die den Studenten nicht beibringt, wie sie mit dem Lehrplan 21 und der Organisation von Einzelprogrammen für die Kinder über die Runden kommen – bis sie den Schnauf verlieren und aufgeben. Eine gute Lehrerbildung hat die jungen Leute anzuleiten, wie man einen Klassenunterricht so führen kann, dass sowohl leistungsstarke als auch -schwächere Schüler vorankommen. Dazu gehört unabdingbar die Vermittlung des Lernstoffs durch die Lehrerin in einem strukturierten Aufbau, verbunden mit genügend Zeit für die Schüler zum Üben und Vertiefen, zum Weiterdenken und zum gegenseitigen Austausch. Und es gehört auch Freude an spontanen Einfällen und Beiträgen der Kinder dazu und an den Unwägbarkeiten des Schulalltags. Damit kommen wir beim ersten Artikel unseres Newsletters an, in dem Carl Bossard sich ein weiteres Mal als pädagogischer Könnler erweist: Ein Könnler, der sich in jeder Schulstunde bewusst ist, dass man nicht einfach eine vorbereitete Lektion auf die Schüler loslassen kann, sondern bereit sein muss für das Unvorhersehbare und für die Frage, ob und wie man es das nächste Mal anders anpacken soll.

Diese Feinheiten des Lehrerlebens kann man aber auch als begeisterter Junglehrer nicht aus dem Ärmel schütteln: Man kann sie mit der Zeit lernen, wenn man den Willen und den Mut dazu hat, und wenn man erfahrene Kollegen oder Ausbilder hat, die einem, vor allem in den ersten Jahren, zur Seite stehen. So ging es mir jedenfalls als junger Berufsschullehrerin – ich war noch so froh um meinen verständnisvollen und hilfsbereiten Mentor und um den Lehrerkollegen, bei dem ich mitten im Unterricht an die Tür klopfen konnte, wenn ich einmal nicht weiterwusste. Solche Kollegen wünsche ich allen Junglehrerinnen und Junglehrern!

Die Redaktion des Newsletters «Starke Volksschule Zürich» wünscht Ihnen frohe und besinnliche Festtage und einen guten und gesunden Rutsch ins Neue Jahr.

Marianne Wüthrich



«Ach, warum habe ich nicht...?»

Journal 21, 4.12.2021, Carl Bossard

Unter Bedingungen der Unsicherheit entscheiden – das müssen viele. Auch Lehrerinnen und Lehrer. Sie alle kennen die Last der Kontingenz und den Stossseufzer: «Hätt' ich doch!» Ein Nachdenken aus aktuellem Anlass.

Das Corona-Virus nimmt keine Rücksicht auf unsere Pläne. Es hat seinen eigenen Kurs und kümmert sich kaum um unser Abwehrdispositiv. Im Gegenteil: Es zeigt uns die Grenzen unserer Handlungsmöglichkeiten auf. Wir können eben nicht alles selbst bestimmen und sind nicht immer Herr im eigenen Haus. Gast bleibt das Unsichere, das Ungewisse – bleibt das, worüber wir nicht verfügen können: das Kontingente als das Konstitutive der *Conditio humana*. Das verdrängen wir gerne. Darum wohl fragte die FAZ vor einiger Zeit: «Sind wir kontingenzintolerant geworden?»¹

Gefragt ist Ungewissheitstoleranz

Das Kontingente ist Teil unseres Lebens – und dieses Offene, Unvorhersehbare, Unverfügbare gehört auch zum Unterricht. Lehrerinnen und Lehrer benötigen darum eine grosse Dosis Ungewissheitsresistenz oder eben Kontingenztoleranz. Pädagogisches Handeln ist in einem hohen Grad von Unsicherheiten geprägt: Haben meine Schülerinnen und Schüler das Neue verstanden und die Zusammenhänge begriffen? Habe ich als Lehrer das Begriffliche gut genug erklärt und das Handlungswissen systematisch aufgebaut? Erreichen darum meine Kinder das intendierte Ziel? Und können alle die Aufgaben bewältigen und die Probleme lösen?

Diese Ungewissheit im Unterrichtsalltag beunruhigt und verunsichert. Vor allem junge Lehrpersonen erfahren die prinzipielle Offenheit der Lehr- und Lernprozesse vielfach als grosse berufliche Belastung – sie verbinden das Unberechenbare des pädagogischen Handelns mit Zweifeln am eigenen professionellen Können. Auf diesen inneren Konflikt sind sie kaum vorbereitet. Unterrichten als Handeln in kontingenten Situationen bleibt in der Ausbildung meist ein blinder Fleck.² Das macht ganz besonders unerfahrenen Lehrkräften zu schaffen.

Das Spannungsgefüge des Unterrichts

Wer unterrichtet, begibt sich immer in ein Spannungsfeld. Er ist immer konfrontiert mit der Frage: Habe ich den richtigen Weg gewählt? Wie steht es um das Ambivalente von prinzipiell Geplantem und konkret Machbarem, von Gewissheit und Möglichkeit? Unterricht vollzieht sich ja als Wechselspiel zwischen dem, was mir als Lehrer verfügbar ist – die methodisch-didaktischen Wissensbestände, mein professionelles Können –, und dem, was letztlich nicht in meiner Hand liegt und mir unverfügbar bleibt. Doch auf dieses Unverfügbare bin ich fürs Gelingen zwingend angewiesen: die Reaktion der Schülerinnen und Schüler, ihr Engagement, ihr Lernen-Wollen oder ihr «Get involved!», wie es am Eingangstor einer amerikanischen Schule heisst.

Darin liegt der erhebliche Anteil an Unvorhersehbarem und Unberechenbarem im Unterricht. Im subtilen Beziehungsgeflecht zunehmend heterogener Klassen lässt sich eben nicht alles rational lenken und noch weniger erzwingen; Unterricht ist kein Produktionsbetrieb, eine Lektion kein Start-Ziel-Lauf. Das geht bei den Bildungsplanern oft vergessen: Aus ihrer Logik ist alles machbar, alles organisierbar, alles eine Frage der Effizienz und

¹ Thomas Kaufmann, *Das Singen ist uns allen vergangen*, in: FAZ, 24.12.2020, S. 7.

² Arno Combe (2015), *Schulkultur und Professionstheorie. Kontingenz als Handlungsproblem des Unterrichts*, in: Jeanette Böhme et al. (Hrsg.), *Schulkultur. Theoriebildung im Diskurs*. Heidelberg: Springer-Verlag GmbH, S. 124.



des Willens. Ungewissheit und Kontingenz im Unterricht kommen kaum vor. Darin liegt in aller Regel eine unzulässige Komplexitätsreduktion.

Der schöpferische Wert der Kontingenz

Dabei kann die «systematische Ungewissheit pädagogischen Handelns» genau zu jenen sozialen Dynamiken führen, in denen kreative Momente einsetzen und sich produktive Denkprozesse entfalten.³ Das Schöpferische braucht das Offene; das Originelle entsteht vielfach aus dem Ungeplanten und Unplanbaren. Der Wert der Kontingenz! Darin liegt die Bildungschance offener Prozesse. Es muss darum gelingen, dass junge Lehrpersonen diese Offenheit und Unplanbarkeit ihres Wirkens nicht als belastendes Damoklesschwert wahrnehmen, sondern als konstitutives Element guten Unterrichts.

Und darum darf das Entscheiden unter den Bedingungen der Unsicherheit nicht zur Hypothek werden und mit dem quälenden Selbstvorwurf konnotiert sein: «Ach, hätt' ich doch nur...!» oder verbunden mit der trüben Frage «Warum habe ich denn nicht...?» Aus der Forschung wissen wir: Lehrerinnen und Lehrer müssen in einer Schulstunde unzählige Entscheide fällen. Ihre Wirkung ist selten präzise vorhersehbar. Entscheiden beinhaltet immer auch einen möglichen Fehlentscheid – und kann im Nachhinein belasten. Das blockiert und lockt – bei allem Wert der Selbstreflexion – ab einem gewissen Grad in die Grübelfalle. Diese Klippe lässt sich vermeiden.

Entscheiden heisst verzichten

Jede Entscheidung hat ihren Preis. Das gilt auch für den Unterricht. Und mit jeder Entscheidung scheidet wir anderes aus. Entscheiden heisst immer auch verzichten. Wenn ich den Weg rechts wähle, muss ich den linken Pfad liegen lassen und gleichzeitig die Kraft haben, das zu ertragen. Im Unterricht mit seiner Offenheit kann so manches eben auch ganz anders möglich sein.

Alle pädagogischen Lehren, alle fachbezogenen Unterrichtstheorien, alle methodischen Ratschläge können etwas Zentrales nicht verdrängen: Im pädagogischen Alltag bleibt stets ein Unverfügbares, Kontingentes übrig, etwas, das auf unvorhersehbare Weise in Erscheinung treten kann. Es ist das Unverfügbare. Vielleicht sensibilisiert uns die aktuelle Gegenwart für dieses Kontingente.

Kontingenztoleranz aus dem pädagogischen Berufsalltag

Mehr Kontingenztoleranz fordert die FAZ für diese ver-rückte Covid-19-Zeit – etwas, das für erfahrene Lehrerinnen, für versierte Lehrer eigentlich selbstverständlich sein sollte. Dieses Selbstverständliche resultiert aus der Erfahrung ihres pädagogischen Handelns: Der Ungewissheit können wir nicht entkommen, so wenig es uns gelingt, dem eigenen Schatten davonzulaufen. Wir können lediglich in dieser Hinsicht klüger werden. Das gilt auch für die Zukunft unserer Bildungsbemühungen.

³ Arno Combe/Fritz-Ulrich Kolbe (2004), *Lehrerprofessionalität*, in: Werner Helsper/Jeanette Böhme (Hg.), *Handbuch der Schulforschung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, S. 834.



Wenn Schüler auf der Strecke bleiben

NZZ am Sonntag, 12.12.2021, Schweiz, René Donzé

Zehntausende Kinder erhalten in einzelnen Fächern keine Noten. Das entlastet sie zwar kurzfristig, führt aber zu Problemen in ihrem Leben als Erwachsene

Das Schweizer Bildungssystem hat ein Problem: Rund 45000 Kinder und Jugendliche erhalten in einem oder mehreren Fächern keine Noten, Tendenz leicht steigend. Im Jargon nennt sich das individuelle Lernzielanpassung. Bei einem Teil der Kinder ergibt das Sinn, weil sie wegen Behinderungen dem Lehrplan nicht folgen können. Bei einem grossen Teil aber ist der Fall nicht so klar.

Und bei vielen von ihnen richtet die Massnahme sogar Schaden an. Von «nicht beachteten Kindern» spricht Beatrice Kronenberg, die ehemalige Leiterin des Schweizer Zentrums für Heil- und Sonderpädagogik, in diesem Zusammenhang. Sie hat für den Bund und die Kantone den Bericht «Sonderpädagogik in der Schweiz» verfasst, der im September erschienen ist. Dort schreibt sie von «massiven Konsequenzen für den weiteren Verlauf des Lebens» bei solchen Schülerinnen und Schülern. Dieser Satz ist ein Hilfeschrei, doch ist er im fast 200-seitigen Bericht bisher untergegangen.

Zwischen Stuhl und Bank

Dabei ist die Expertin nicht per se dagegen, dass bei Schülerinnen und Schülern in gewissen Fächern die Lernziele angepasst werden. «Dort, wo das kognitive Potenzial nicht ausreicht, um den Schulstoff zu erlernen, kann das sinnvoll sein», sagt Kronenberg. Viele Lernzielanpassungen seien aber kontraproduktiv. Problematisch sei vor allem, dass etwa die Hälfte dieser Anpassungen nicht von Fördermassnahmen begleitet wird. «Diese Schülerinnen und Schüler drohen zwischen Stuhl und Bank zu fallen.»

Besonders oft geschehe das in den Fächern Sprache und Mathematik. «Das Verpasste kumuliert sich über die Jahre», sagt sie. Das könne für die Betroffenen zu konkreten Nachteilen im Alltag führen, weil ihnen grundlegende Fertigkeiten fehlten. Besonders stark wirkten sich die Defizite im Anschluss an die Schulzeit aus. Allein die Tatsache, dass bei gewissen Fächern keine Note im Zeugnis steht, kann die Berufswahl behindern. Das bestätigt Reto Luder von der Pädagogischen Hochschule Zürich. Er führt eine Langzeitstudie durch mit Schülern, die sich inzwischen an der Schwelle zur Lehre befinden. Noch hat er die aktuellsten Zahlen nicht fertig ausgewertet, doch sieht er jetzt schon Nachteile für Jugendliche mit Lernzielanpassungen. Luder spricht von einer «formellen Diskriminierung, die sich nachhaltig auf das Leben der Kinder auswirkt».

Nicole Meier, Ressortleiterin Bildung beim Schweizerischen Arbeitgeberverband, sagt dazu: «Solche Fragezeichen im Zeugnis können die Lehrstellensuche tatsächlich erschweren.» Auf jeden Fall müssten die betroffenen Schülerinnen und Schüler bereits im Bewerbungsschreiben erklären, warum gewisse Noten fehlten. Ein Handicap.

Schweizweit nimmt die Zahl der Lernzielanpassungen leicht zu, vor allem weil die Gesamtzahl der Schüler wächst. Anteilsmässig gab es innert drei Jahren einen minimalen Zuwachs von 4,2 auf 4,6 Prozent. Die Unterschiede zwischen den Kantonen sind gross. Im Kanton Zürich ist der Anteil zwischen 2010 und 2020 von 2,3 auf 3,6 Prozent gestiegen.

Doch warum kommt es überhaupt zu so vielen Fällen? Die Frage führt zu Claudia Ziehbrunner von der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik. Sie leitet dort das Institut für Lernen unter erschwerten Bedingungen. Die Psychologin und Pädagogin ist nicht grundsätzlich gegen Lernzielanpassungen. Sie sagt: «Wenn ein Kind die Erwartungen der Schule nicht erfüllen kann, muss abgeklärt werden, was die Gründe dafür sind. Der Entscheid hat auch sehr viel mit der beobachtenden Person zu tun.»



Und weiter: «Lernzielanpassungen führen zu einer Entlastung des Systems Schule.» Der Druck habe in den letzten Jahren stark zugenommen, insbesondere durch den Lehrplan 21 mit seinen vielen Lernzielen. Klassen werden tendenziell grösser und heterogener. Nicht wenige Lehrpersonen laufen am Limit. «Es besteht die Gefahr, dass Lernzielanpassungen verfügt werden, um die Lehrperson zu entlasten», sagt Ziehbrunner. «Doch das wäre die falsche Motivation.»

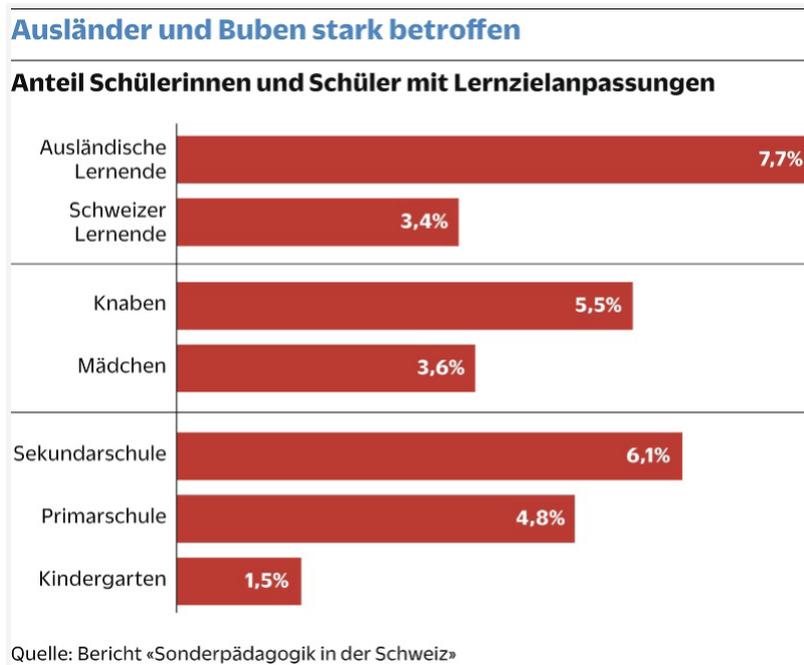
Eine Frage des Geldes

Auffallend ist, dass bei überdurchschnittlich vielen ausländischen Kindern und bei mehr Knaben als Mädchen die Lernziele angepasst werden (siehe Grafik). Werden diese Gruppen, die tendenziell mehr auffallen in der Schule, systemisch benachteiligt?

In Bildungskreisen ist es anerkannt, dass im Schulwesen ein soziales Gefälle besteht. Das zeigt sich nicht zuletzt an den Gymnasien, wo Schweizer Schülerinnen in der Überzahl sind. «Aber auch bei der Förderung der Schwachen besteht die Gefahr einer Ungleichheit im System», sagt Kronenberg. Ein fiktives Beispiel: Wenn die brave Lucy aus dem Villenviertel Mühe in Mathematik hat, wird ihr Dyskalkulie diagnostiziert und sie erhält einen sogenannten Nachteilsausgleich. Dann darf sie mehr Zeit für die Matheprüfung aufwenden und eventuell auch Hilfsmittel verwenden. Für den wilden Dragan aus der Blocksiedlung hingegen gibt es bei der gleichen Schwäche eher eine Lernzielanpassung.

Das kann an der Lehrperson liegen, es hat aber auch viel mit Herkunft zu tun: Bildungsnaher Eltern setzen alles daran, dass ihr Nachwuchs gefördert wird, sie scheuen keine Abklärungen. Bildungsfernere hingegen willigen eher in die vermeintlich einfache und sinnvolle Lernzielanpassung ein. «Sie wissen nicht, welche Folgen dies für ihre Kinder haben kann», sagt Kronenberg.

Zuletzt spielt, wie bei vielem in der Schule, auch das Geld eine Rolle. Den Schulen stehen begrenzte Ressourcen zur Förderung schwacher Schüler zur Verfügung. Im Gegensatz zu Therapien und Stützmassnahmen kosten Lernzielanpassungen an sich nichts, wenn sie nicht von gezielten, weiteren Massnahmen begleitet werden. «Da sie keine Kosten verursachen, wecken sie auch keine schlafenden Hunde», sagt Kronenberg. Darum werde das Problem bis jetzt von der Politik kaum wahrgenommen.





Eine Kapitulation mit schwerwiegenden Folgen

NZZ am Sonntag, 12.12.2021, Meinungen, René Donzé

Tausende von Kindern verlassen in der Schweiz jedes Jahr die Schule, ohne dass sie grundlegende Ziele in Sprache und Mathematik erreichen. Das hat auch damit zu tun, dass vielen von ihnen im Verlaufe ihrer Schulkarriere bedeutet wurde: Du schaffst das ohnehin nicht. Sie erhalten keine Noten mehr, ihre Lernziele werden angepasst. Manchmal kann das angezeigt sein. Doch die hohe Zahl von 45000 Schülern mit solchen Lernzielanpassungen deutet auf eine Überforderung eines Systems, an das unter anderem mit dem Lehrplan21, dem inklusiven Unterricht und zwei Fremdsprachen immer höhere Anforderungen gestellt wurden, ohne dass die Finanzierung damit Schritt gehalten hätte. Wenn nun teilweise die Schwächsten ohne Förderung fallengelassen werden, ist das eine Kapitulation und ein Armutszeugnis. Die billige Massnahme der Lernzielanpassung bringt zwar kurzfristige Entlastung für Schüler und Lehrer, langfristig aber erweisen sie beiden einen Bärendienst: Dem Jugendlichen wird es an Kompetenzen fehlen, um in der Berufswelt Fuss zu fassen. Der Lehrerin nagt es am Selbstverständnis, will sie doch ihren Schützlingen zur Gesellschaftsfähigkeit verhelfen. Da braucht es Unterstützung. Und vielleicht das Auslassen anderer Inhalte des Lehrplans, die weniger zentral fürs spätere Leben sind.

Nichts gelernt

Tages-Anzeiger 14.12.2021, Seite Drei, Christian Zürcher

Schulbetrieb in der Pandemie • Es hagelt Corona-Fälle an den Schulen. Mittendrin sind die Lehrpersonen - sie sind seit Wochen am Limit. Der Stellenmarkt ist ausgetrocknet. Kommt es zu Ausfällen, müssen überlastete Lehrkräfte die Lücken füllen. Das führt zu viel Frust.

Es ist kurz vor acht Uhr morgens, Schulstart. Lehrer Jean-Michel Héritier verteilt im Schulhaus Lysbüchel in Basel Masken, vom Staat bezahlt, weil seit drei Wochen Maskenpflicht gilt. Kleine Randnotiz: Héritier trug die Maske schon zuvor, musste sie aber selbst bezahlen, das gilt für FFP2-Masken noch heute.

Héritier schaut auf das CO₂-Messgerät im Schulzimmer - alles im grünen Bereich. Kleine Randnotiz auch hier: Das Gerät musste er wie alle anderen Lehrer am anderen Ende der Stadt abholen. Ausserhalb der Arbeitszeit.

Es sind Randnotizen aus dem Lehrerleben, das im Moment aus sehr vielen Randnotizen besteht, Untertöne im täglichen Corona-Lärm. Sie zeigen: Es ist gerade etwas schwierig.

«Guten Morgen, Klasse 6b», ruft Héritier. «Gu-ten-Mor-gen-Herr-Hé-ri-tier», murmeln die Sechstklässler zurück, so motiviert, wie eben ein Gruss am Montagmorgen um acht klingt. Noch am Freitag wusste Héritier nicht, wie viele Schülerinnen am Montag kommen würden. Nun schaut er in eine volle Klasse: 14 von 15 anwesend, eine Ferienabwesenheit.

Mehraufwand allenthalben

Vier kranke Schüler fehlten vergangene Woche, sie waren darum auf dem Bildschirm zugeschaltet. Man nennt das Hybrid-Unterricht, auch so eine Randnotiz. «Das ist eine Mehrbelastung, ganz klar.» Héritier muss den Schülern in ihrem Homeoffice während des Unterrichts Aufgaben geben, und nach der Schule macht er den Pöstler, er geht von Haus



zu Haus und verteilt Material. Ausserhalb der Arbeitszeit. Dazu die Kommunikation mit den Eltern, alles sehr zeitintensiv.

«Schwierig» sei das Lehrerleben zurzeit, sagt der 55-jährige Héritier. Er ist nicht nur seit 31 Jahren Lehrer, er ist auch Präsident der Freiwilligen Schulsynode Basel-Stadt, der oberste Lehrer in der Stadt. Bei ihm laufen die Launen der Lehrerschaft zusammen. Wenn Héritier «schwierig» sagt, dann ist das die Diplomatie des Präsidenten. An der Basis tönt es direkter. Die befragten Lehrerinnen, sie ziehen die Anonymität vor, sagen: «ein Scheiss», «zermürend», «gefährlich».

Die extremste Phase bisher

Corona war lange eine Pandemie der Erwachsenen, nun ist sie zur Pandemie der Kinder geworden. Tatsächlich werden seit Wochen bei den 10- bis 19-Jährigen die meisten Infektionen gezählt. Und auch bei den 0- bis 9-Jährigen sind die Zahlen hoch. Am meisten davon betroffen sind die Schulen, am stärksten spüren es die Lehrpersonen. Zwar unterscheiden sich die Regeln von Kanton zu Kanton, doch fast überall gilt: Die Lage ist fragil.

«Es ist eine Akutphase. Die extremste bisher», sagt Héritier, die Stimme hebt kaum ab, es ist bloss eine Feststellung. «Es gibt so viele Ausfälle.» Und damit meint er nicht die Kinder, sondern die Lehrpersonen in Isolation oder Quarantäne. Diese Absenzen treffen die Schulen hart.

Der Stellenmarkt ist ausgetrocknet, externen Ersatz zu organisieren, ist in diesen Tagen eine Aufgabe von höchster Schwierigkeit. Die Schulen müssen die Lücken meist selbst füllen. Plötzlich steht die Heilpädagogin vor der Klasse, eine Studentin springt ein. Pensum werden erhöht, Fördergruppen aufgelöst. An manchen Orten stehen gar Studenten in ihrem ersten Studienjahr vor Klassen - eigentlich dürften diese noch gar nicht unterrichten. Statt gelehrt wird nur noch betreut.

Und nun holt auch noch der Impfstatus die Schulen ein. Bei einem Kontakt mit einem positiven Fall müssen die Ungeimpften in die Quarantäne, die Geimpften aber dürfen (oder müssen) weiterarbeiten und diese vertreten. Ähnlich liegt das Problem beim Schwimmunterricht oder bei Exkursionen, wenn es um Zertifikate geht. Héritier war am Freitag mit der Klasse an einer Exkursion mit Zertifikatspflicht. Ordnet sich eine Lehrperson dem Prinzip von 3-G nicht unter, fällt sie aus. Wieder braucht es Ersatz, wieder steigt der Druck auf die Zertifizierten.

«Die Leute sind nicht mehr so nett miteinander», sagt Héritier über das Klima im Lehrerzimmer. Es sind erneut diplomatische Worte für all den Frust, der nun plötzlich ungefiltert entweicht. «Es geht ein Riss durch das Lehrerzimmer», sagt ein Lehrer, der anonym bleiben will. «Es gibt schlechte Gefühle und Konfliktsituationen», sagt Héritier. Er erzählt, wie es in Basel zu Versetzungen kam und Mediationen. Es sind Ausnahmen, doch sie zeigen, dass sich gerade viele Lehrerinnen und Lehrer an ihrer Belastungsgrenze befinden.

80 Pooltests pro Tag

Beim Milchbuck steht die grösste Schule der Stadt Zürich. 80 Lehrpersonen, 730 Kinder, viele von ihnen sind Geschwister, ein Katalysator für unkontrollierte Ausbrüche. 80 Pooltests macht die Schule jeden Dienstag, durchgeführt von den Lehrpersonen höchstpersönlich, noch so eine Randnotiz. «Wir erleben gerade die intensivste Zeit in der Pandemie», sagt Monika Dolder, Sekundarlehrerin und Schulleiterin.

Als vor drei Wochen zehn Pooltests positiv waren, griff die Schule eigenmächtig durch: Maskenpflicht für alle, selbst für die Erstklässler. Seither gehen die Fälle zurück. «Das war kein einfacher Entscheid», sagt Dolder. Irgendjemand regt man mit Verschärfungen immer auf. Doch die meisten Eltern hätten den Entscheid mitgetragen.



Nicht überall ist das so. Manche Eltern erschweren den Lehreralltag. Sie sind fordernd. Entweder fordern sie mehr Massnahmen oder weniger. Anzeigen gegen Schulen sind die radikale Konsequenz davon. Meist wird in der Eltern-Lehrer-Beziehung nicht das ganz grosse Geschütz aufgeföhren, doch selbst ein lautes Telefongespräch ist für den Empfänger oft belastend, sicher aber zeitraubend.

Dolder hat gemerkt, wie Corona ihre Kolleginnen verunsichert und Ängste auslöst. «Distanz wahren als Lehrerin ist praktisch unmöglich.» Das sieht man auch beim Basler Lehrer Héritier im Deutschunterricht, wenn er neben seine Schüler sitzt, um Verbformen zu konjugieren. Die Köpfe trennen zwanzig, vielleicht dreissig Zentimeter. «Man hat schon das Gefühl, man arbeite an einem Hotspot, das ist nicht sehr beruhigend», sagt Dolder.

Impfmobbing hält Einzug

Das geht so weit, dass sich Lehrer unwohl fühlen, dem Virus ausgeliefert, zum Wohle der Wirtschaft. Tatsächlich will diese Schulschliessungen um jeden Preis verhindern, damit die Eltern weiterhin arbeiten können und nicht zu Hause ihre Kinder betreuen müssen.

In Grindelwald haben sie im Oktober 2020 erlebt, wie das ist, wenn man die Schule schliessen muss. Reihenweise erkrankten damals Lehrpersonen, innert vier Tagen war die Schule handlungsunfähig. Heute sagt Schulleiterin Nicole Estermann: Alles im Griff. Im Moment zumindest.

Sie hat diesen Winter eine neue Facette der Krise beobachtet: Impfmobbing. Sie hörte Kinder auf dem Pausenplatz sagen: «Mit dir spiele ich nicht mehr, deine Eltern sind nicht geimpft.» Ungesund, findet Estermann. Es gehe dann darum, den Kindern mitzugeben, dass man andere Meinungen akzeptieren solle. «Das ist schwierig», sagt sie. Was sie sicher nicht macht: Eltern belehren. «Das ist nicht mein Auftrag.»

Warnungen ignoriert

Im Schulzimmer von Héritier ist es kalt geworden, die Fenster stehen offen, die Kinder tragen dicke Pullover oder Daunenjacken. Der oberste Lehrer Basels fragt sich manchmal, wie man diesen Winter wieder in eine solche Situation geraten konnte. Man habe noch im Frühling gewarnt, Masken gefordert zum Beispiel, geschehen aber sei nichts. «Das ist frustrierend, aber wir haben uns daran gewöhnt.»

Héritier würde gerne mehr Tests an den Schulen durchführen, doch die Logistik sei bereits jetzt überlastet. Manchmal dauert es drei Tagen bis zum Resultat. Eine privilegierte Schutzimpfung für Lehrpersonen fände er ebenfalls sinnvoll, oder wenigstens Impfmöglichkeiten während der Arbeitszeit. Doch das sei alles weit weg.

Noch funktioniere das Schulsystem, sagen Estermann, Dolder und Héritier unabhängig voneinander. Auch weil so viele Lehrpersonen mit so viel Leidenschaft arbeiten. Doch die drei stellen sich auch Fragen. Wann wird aus einer Belastung eine Überbelastung? Wann brennen die Leute aus? Wann haben sie die Schnauze voll?

Lange wird es nicht mehr dauern.



Sind heutige Schüler überfordert?

Condorcet Bildungsperspektiven, 212.2021, Gastautor Thomas Kubelik

Mit Tomas Kubelik begrüßen wir einen neuen Gastautor im Condorcet-Blog. Der Gymnasiallehrer und Buchautor aus Österreich vertritt eine dezidiert konservative Pädagogik und hält eine Schule, die von den Kindern zu wenig verlangt, für genauso inhuman wie eine reine Paukerschule. Wir nehmen an, dass es hier auch Widerspruch geben wird.

Oft hört man die Klage, Kinder fühlten sich heutzutage gestresst und von der Schule überfordert, man solle doch die Leistungsansprüche senken, die Hausaufgabenlast reduzieren und ihnen mehr Freiheiten und mehr Freizeit gönnen. Der überforderte Schüler ist aber ein irreführender Mythos. Denn Kinder leiden zumeist nicht unter schulischem Leistungsdruck, sondern sie leiden darunter, dass sie selten die Erfahrung machen durften, wie befriedigend es ist sich anzustrengen, um schließlich Erfolg zu haben. Der Pädagoge Hartmut Köhler schrieb einst den schönen klugen Satz: „Die leuchtenden Augen der Schulanfänger erhalten wir dadurch, daß wir ihnen alles erleichtern wollen, gerade nicht.“⁴ Der so genannte Schulstress entsteht also nicht durch zu hohe schulische Anforderungen, im Gegenteil. Eine Schule, die Kindern zu wenig abverlangt, erhöht eher ihren Stress, da Langeweile zu Aggressionen und Frustgefühlen führen kann, jedenfalls die Antriebsschwäche nur noch verschärft – ein verheerender Teufelskreis.

Ja, viele Kinder sind heutzutage in der Tat überfordert. Man kann es aber nicht deutlich genug sagen: Das liegt nur selten an der Schule. Vielmehr liegt es meist daran, dass Kindern die emotionale und soziale Reife fehlt, um in einer Gruppe am Unterrichtsgeschehen sinnvoll mitzuwirken, Regeln zu befolgen, sich auf einen Lerngegenstand zu konzentrieren und mit Frustrationen altersadäquat umzugehen. Diesen Mangel aber bringen sie von zu Hause mit und es ist weitgehend aussichtslos, Entwicklungsdefizite, die sich in den frühen Jahren aufgebaut haben, in der Schule kompensieren zu wollen.

Zwar wäre es wichtig, eine Schul- und Unterrichtskultur zu etablieren, die nicht von Schnelligkeit und Oberflächlichkeit, sondern von Muße und Vertiefung geprägt ist, damit Erlebnisse nachwirken, Eindrücke verarbeitet und Gedanken wirklich durchdacht werden können. Entscheidend ist aber, dass Kinder auch zu Hause und in ihrer Freizeit nicht dauernd überlastet werden. Genau das aber ist leider sehr häufig der Fall. Ich möchte sechs Lernhemmer herausgreifen, die in meinen Augen hauptverantwortlich dafür sind, dass Kinder überfordert sind, unter Stress leiden und sich schulisch nicht so entwickeln, wie es ihren Anlagen gemäß wäre.

1. Viel zu viele Kinder verbringen viel zu viel Zeit vor Fernsehern, Computern und Handys. Denn Bildschirmmedien führen fast immer zu Reizüberflutung, die einen großen Teil der Energien bindet, sie zwingen zu oberflächlichem Konsumieren kurzer Reize und fördern generell eine geistige Passivität. Befriedigende Erlebnisse und Erholung bieten sie selten, vielmehr hinterlassen sie meist eine innere Leere. Handys wirken überdies stark suchterzeugend. Innere Unruhe (oftmals verstärkt durch den Konsum nicht altersadäquater Inhalte) und Zeitmangel sind häufige Begleiterscheinungen.
2. Viele Kinder haben zu viel Freizeitstress. Der Ehrgeiz der Eltern, der Drang, einen erlebnisarmen Alltag durch Ablenkungen aller Art aufzupeppen, und das Gefühl, mit den Moden der Peergroup mithalten zu müssen, führen oftmals zu Tagesabläufen, bei denen ein Termin den anderen jagt. Das aber ist Gift für Lern- und Reifungsprozesse. Schule wird allzu leicht zur Nebensache.

⁴ Köhler, Hartmut: Mathematik als Bildungsgrundlage in der veränderten Welt, in: ZDM, 91/2, S. 65



3. Da schon kleine Kinder Zugang zu denselben Informationen haben wie Erwachsene, werden sie auch viel zu früh mit Problemen der Erwachsenenwelt konfrontiert. Da ihnen aber für viele Dinge sowohl das Wissen als auch die Erfahrung als auch die Reife fehlen, werden sie keineswegs aufgeklärt, sondern verunsichert, gestresst und an der Entwicklung eines tragfähigen Weltbildes eher behindert. Wenn Eltern ihre Sorgen über gesundheitliche Gefahren, ökologische Krisen, politische Verwerfungen oder soziale Ungerechtigkeiten mit ihren Kindern allzu früh und unverblümt teilen, dann fördern sie Ängste, die Kinder unnötig belasten, und zerstören deren Urvertrauen. Dieses ist aber die Voraussetzung, um später kritisch über die Welt und ihre Fehlentwicklungen urteilen zu können. Ein auffallendes Phänomen dieser Verwischung der Unterschiede zwischen Erwachsenen und Kindern ist das weitgehende Fehlen eines echten Generationenkonflikts. Dadurch wird den jungen Menschen allerdings die für ihre Reifung notwendige Reibungsfläche vorenthalten. Wenn sich Jugendliche heutzutage für etwas öffentlich einsetzen, kämpfen sie meist exakt für das, was ihnen die Elterngeneration beigebracht hat. Entsprechend laut ist dann oft der Applaus durch die Erwachsenen.
4. Zu viele Kinder werden nicht erzogen. Damit ist nicht nur gemeint, dass Grundprinzipien guten Benehmens und gesitteter Umgangsformen bei Schulkindern nicht mehr allgemein vorausgesetzt werden können. Wichtiger als das ist die verhängnisvolle Tatsache, dass sich Eltern, ja Erwachsene insgesamt, häufig vor der Erziehungsverantwortung drücken, weil sie sich kaum noch trauen oder gar nicht mehr in der Lage sind, Kindern Werte und Normen zu vermitteln und vorzuleben. Weil sie selber in ihrem Weltbild und ihrem Urteil verunsichert sind, sind sie meist keine selbst- und verantwortungsbewussten Repräsentanten jener Welt, in die sie die Kinder eigentlich hineinführen sollten. Wenn Erwachsene aber keine verlässlichen Vertreter einer Erwachsenenwelt sind, die sich fundamental von der Kinderwelt unterscheidet, dann entsteht eine Lücke, die unweigerlich durch die Medien, vor allem aber durch die Gruppe der Gleichaltrigen gefüllt wird. Die Gruppe ersetzt den Mangel an elterlicher Autorität, und zwar dadurch, dass sie eine neue, nicht mehr zu steuernde und niemandem mehr verantwortliche Autorität der Gruppe erzeugt. Bereits vor Jahrzehnten fand Hannah Arendt für den daraus entstehenden Konformitätsdruck der Gleichaltrigen unerbittliche Worte: „... die Autorität einer Gruppe, auch einer Kindergruppe, ist stets erheblich stärker und tyrannischer als die strengste Autorität einer einzelnen Person je sein kann.“⁵ Sie sah in dem Rückzug der Autorität von Eltern und Lehrern ein große Gefährdung der Kinder, da diese „aus der Welt der Erwachsenen gewissermaßen ausgestoßen sind.“⁶ Dadurch, so Arendt, habe man „Kinder, als man sie von der Autorität der Erwachsenen emanzipierte, nicht befreit, sondern einer viel schrecklicheren und wirklich tyrannischen Autorität unterstellt, der Tyrannei durch die Majorität.“⁷ Die Folge sei „Konformismus auf der einen und Haltlosigkeit auf der anderen Seite.“⁸ Gruppendruck bei gleichzeitiger Orientierungslosigkeit also – welch ein weitblickender Befund!
5. Zu viele Kinder leiden unter einem Mangel an persönlicher Zuwendung. Damit ist zunächst gemeint, dass Eltern zu wenig Zeit mit ihren Kindern verbringen, eine Zeit voller Aufmerksamkeit und gemeinsamer Tätigkeit wohlgemerkt. „Kinder konkurrieren mit Smartphone und Laptop um die Zuwendung ihrer Eltern – und Kinder

⁵ Arendt, Hannah: Die Krise in der Erziehung, in: Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I. Texte 1954–1964, hrsg. v. Ludz, Ursula, München 1994, S. 260

⁶ ebda.

⁷ ebda.

⁸ ebda.



ziehen regelmäßig den Kürzeren⁹, schreibt der Kinderpsychiater Michael Winterhoff. Mehr noch als um ausreichend so genannte „Quality time“ geht es darum, dass Eltern die psychische Entwicklung ihrer Kinder oftmals ungenügend fördern – darauf haben Kinder aber ein Recht. Entscheidend ist dabei, dass Kinder vor echte Herausforderungen gestellt werden, ihnen einiges zugemutet, aber auch vieles zugetraut wird und sie nicht nur nach dem Lustprinzip erzogen werden. Kinder müssen Grenzen erleben und lernen, auch unangenehme Aufgaben zu erfüllen und Anstrengungen auf sich zu nehmen. Kinder müssen von den Erwachsenen klare und angemessene Reaktionen auf ihr Verhalten bekommen, positive wie negative, um sich in der Welt überhaupt zurechtfinden zu können und zu lernen, Gefühle und Bedürfnisse anderer wahrzunehmen. Nur so können Kinder reifen, können eine soziale Sensibilität entwickeln und die Fähigkeit zu Freude, Ehrgeiz und Anstrengungsbereitschaft erwerben. Nur wer gelernt hat, seine Impulse zu kontrollieren und Befriedigungen aufzuschieben, kann Regeln akzeptieren und mit Frustrationen umgehen. Nur wer gelernt hat zu warten, ist zur Freude fähig. Nur wer gelernt hat sich anzustrengen, kann Erfolge genießen. Nur wer gelernt hat zu verzichten, kann Entscheidungen verantwortungsvoll treffen.

6. Viele Kinder sind leider physisch kaum mehr in der Lage, dem Unterricht aufmerksam und konzentriert zu folgen. Sie leiden häufig unter chronischem Schlafmangel, der mitunter im Unterricht nachgeholt wird. Sie haben häufig viel zu wenig Bewegung in ihrer Freizeit, was sich in übertriebenem Bewegungsdrang während des Unterrichts niederschlägt. Und sie nehmen zu viel ungesunde fett- und zuckerreiche Nahrung zu sich; eine erschreckend hohe Zahl an übergewichtigen Kindern ist die Folge, abgesehen davon, dass Zuckerkonsum müde und unkonzentriert machen kann.

„Wenn Kinder viel fernsehen und wenig frei spielen, wenn sie wenig ausprobieren dürfen oder ihnen jede Schwierigkeit aus dem Weg geräumt wird, verzögert sich die Reifung des Frontalhirns. Die dort entstehenden Nervenzellverschaltungen entwickeln sich nur, wenn sie gebraucht werden – um Handlungen verantwortlich zu planen, ihre Folgen abzuschätzen und mit Disziplin und Ausdauer ein Ziel zu erreichen“¹⁰, sagt der Neurobiologe Gerald Hüther. Bemerkenswerterweise gelten Kinder, die dazu nicht mehr in der Lage sind, heutzutage kaum als entwicklungsgestört, ja sie fallen oftmals gar nicht auf, weil es viele unbewusst akzeptieren, wenn Kinder ausschließlich lustfixiert und ichbezogen agieren, nicht imstande sind, auch nur die einfachsten Grundregeln des Zusammenlebens zu befolgen, und sich nur ganz kurz auf eine Sache konzentrieren können. Diese Defizite gehören aber zu den häufigsten Ursachen für schulisches Versagen. Sobald daher die Disziplinlosigkeit, die Aggressionsbereitschaft und die Konzentrationsschwäche der Kinder so große Ausmaße annimmt, dass es ernsthafte schulische Probleme gibt, schlägt das Pendel rasch um: Statt Ignoranz herrscht plötzlich Aktionismus, Mediziner und Psychotherapeuten werden auf den Plan gerufen, das Kind wird zum Therapiefall. Angesichts der oben aufgezählten Ursachen für psychische und physische Fehlentwicklungen wäre allerdings zu fragen, ob die „um sich greifende Therapeutisierung und Pathologisierung der Kindheit“¹¹ die richtige Antwort auf die offensichtlichen Verhaltensstörungen und Lernprobleme vieler Kinder ist oder ob nicht vielmehr eine Besinnung auf die Grundbedürfnisse von Kindern in vielen Fällen einfacher, zielführender und humaner wäre. Das freilich kann die Schule zwar in bescheidenem Umfang fördern, entscheidend ist und bleibt jedoch das gesamte übrige Umfeld des Kindes. Eltern sollten daher wissen, wie sie eine

⁹ Winterhoff, Michael: Die Wiederentdeckung der Kindheit, S. 144

¹⁰ Alm statt Ritalin (Interview mit Gerald Hüther), in: GEO Nr. 11/09

¹¹ Kraus, Josef: Helikopter-Eltern. Schluss mit Förderwahn und Verwöhnung, Reinbek bei Hamburg 2013, S. 139



gesunde Entwicklung ihrer Kinder fördern können. Das Wichtigste ist, dass Kinder Aufgaben erhalten, an denen sie wachsen können. Und gleichzeitig sollte man alles von ihnen fernhalten, was sie überfordert, das heißt, was unnötige Ablenkungen und unnötigen Stress auslöst.

Tomas Kubelik, 1976 in der Slowakei geboren, wuchs in Stuttgart auf und studierte Germanistik und Mathematik an der Universität Wien. 2005 promovierte er zum Dr. phil. Er ist seit 20 Jahren als Gymnasiallehrer für Deutsch und Mathematik sowie publizistisch tätig. Er ist verheiratet und lebt in der Nähe von St. Pölten/Niederösterreich. Im Jahr 2015 erschien sein Buch „Genug gegendert! Eine Kritik der feministischen Sprache“, das im Jahr 2017 mit dem Jürgen-Moll-Preis für verständliche Wissenschaft und im Jahr 2018 mit dem Deutschen Schulbuchpreis ausgezeichnet wurde.

Der einstige Pisa-Champion versinkt im Mittelmaß

Tages-Anzeiger, 14.12.2021, International, Kai Strittmatter, Kopenhagen

Finnland • Auch aus der Schweiz blickte man lange neidisch auf das Bildungswunderland. Nun kämpft das einst egalitäre Finnland im Schulwesen mit Ungleichheit.

Finnland, das war die letzten beiden Jahrzehnte auch das Bildungswunder. Praktisch aus dem Nichts hatte die erste Pisa-Studie im Jahr 2000 die Finnen an die Spitze der Schul-Supernationen katapultiert. Der nordische Staat schien eine Zauberformel gefunden zu haben, die Spitzenleistungen auf kindgerechte Weise ermöglichte jenseits des Drills und der oft mörderischen Arbeitsbelastung anderer Top-Performer aus Ostasien.

Seither reisst der Strom an Delegationen - selbst aus Ostasien - nicht ab, die das finnische Schulwunder studieren. Eine ganze Industrie von Dienstleistern ist um diesen Bildungstourismus herum entstanden, Besucher bezahlen bis zu 700 Euro für den Einlass in eine finnische Schule.

Digital gut vorbereitet

Die nationale Bildungsbehörde hat bis 2019 mehr als 16'000 wissbegierige Besucher empfangen und ihnen die Zutaten zum finnischen Rezept verraten: Da sind etwa der hohe Respekt und die gute Bezahlung für die Lehrpersonen. Dann die Tatsache, dass man den Schulen grosse Freiheit lässt. Vor allem aber stach Finnland hervor bei der Chancengleichheit: Es ist der Anspruch des Staats, jedem Kind im Land unabhängig von Geschlecht und Herkunft die gleichen Chancen auf eine hervorragende Ausbildung zu garantieren.

In der öffentlichen Wahrnehmung hat Finnland diesen fast mythischen Status bis heute, die Bildungspilger reisen weiterhin an. Und tatsächlich zählte Finnland zu Beginn der Covid-Pandemie zu den wenigen Nationen, deren Schulen digital fast vorbildhaft vorbereitet waren auf monatelangen Fernunterricht, und das Land macht noch immer vieles besser als andere: Finnlands Schulleistungen liegen weiterhin über dem Durchschnitt der OECD-Mitgliedsländer.

Eine Entwicklung wurde darüber allerdings zuletzt übersehen: Diese Leistungen rutschen beständig ab. Finnlands Punktzahlen in den Pisa-Studien verschlechtern sich konstant seit 2006. Im eigenen Land löst das zunehmend besorgte Debatten aus. Eine Studie nach der anderen nämlich verweist bei der Ursachenforschung auf einen Umstand, der am Fundament des finnischen Selbstverständnisses kratzt - schliesslich ist dies eine Nation, die von



sich glaubt, den Egalitarismus in ihrer DNA zu haben: Es wächst nicht nur die Ungleichheit in der finnischen Gesellschaft insgesamt, Herkunft und Geschlecht entscheiden offenbar zunehmend auch über die Leistungen der Schulkinder.

Letzte Woche etwa veröffentlichte das Finnische Zentrum für Bildungsevaluation (Fineec) zwei Studien. Die eine zeigt, dass die Mathematikkenntnisse der Neuntklässler mittlerweile so weit auseinanderklaffen wie noch nie: Zwischen der Gruppe der Besten und der Gruppe der Schwächsten lägen Kenntnislücken von mehreren Schuljahren, so der Bericht, wobei noch unklar ist, wie gross die Schuld der Corona-Lockdowns an der Lücke ist.

In Mathematik auf Platz 16

Die zweite Fineec-Studie war ein Schlag für alle, die bislang so stolz darauf waren, dass die Wahl der Schule in Finnland in der Vergangenheit kaum einen Einfluss hatte auf schulischen Erfolg. Der Bericht zeigt, dass die Unterschiede zwischen guten und schlechten Schulen in der Hauptstadt Helsinki dramatisch gewachsen sind.

Mit einem Mal sei Helsinki hier nur mehr «europäischer Durchschnitt», sagte Jari Metsämuuronen, Autor des Berichts. Städte anderswo in Europa würde das vielleicht freuen, im egalitär gesinnten Finnland lässt das Alarmglocken läuten.

Die Stimmung unter Bildungsexperten wurde nicht besser, als ebenfalls vergangene Woche ein Bericht des Finnischen Verbandes für Soziales und Gesundheit (Soste) befand, gemessen an den Schulabschlüssen sei das Land beim Bildungsniveau junger Finnen in den letzten zwei Jahrzehnten aus der Spitze der OECD-Länder herausgefallen und liege heute nur mehr unterhalb des Durchschnitts der 38 Länder.

Aus der letzten Pisa-Studie von 2018 konnte man einige der Trends schon herauslesen. Bei der Lesekompetenz landete da der einstige Spitzenreiter Finnland immerhin noch auf Platz 6, bei Mathematik reichte es nur noch für Platz 16.

Vor allem aber wies der Bericht auf die wachsende Ungleichheit unter den finnischen Schülern hin, und zwar sowohl was das Geschlecht als auch den familiären Hintergrund angeht: Die Kluft zwischen lesefreudigen Mädchen und leseunlustigen Buben war bei keinem anderen Land so gross wie in Finnland.

Finnlands stetig absinkende Punktzahl bei Pisa liegt nicht daran, dass es keine guten Schüler mehr hervorbringen würde: Die Bestleistungen sind da wie früher - gleichzeitig aber wuchs die Gruppe der Schüler mit schwachen und schwächsten Leistungen stark an.

Mängel bei der Integration

Bildungsfachleute diskutieren nun Ursachen und Gegenmassnahmen. Einige geben dem Sparkurs der vergangenen Jahre die Schuld. Und dann haben viele der schwachen Schüler einen Migrationshintergrund. Studien haben gezeigt, dass Finnland bei der Unterstützung dieser Schüler weit schlechter abschneidet als seine nordischen Nachbarn Norwegen, Schweden und Dänemark. Die späte Einschulung erst mit sieben Jahren und die kurzen Schultage etwa machen es Nicht-Muttersprachlern schwer.

Nasima Razmayar, Bildungsbürgermeisterin der Hauptstadt Helsinki und selbst Sprössling einer Flüchtlingsfamilie aus Afghanistan, ist eine derjenigen, die nun einen Ausbau der frühkindlichen Erziehung fordern. «Extrem ernst für die Zukunft Helsinkis» nannte sie gestern die neue Studie über die wachsenden Schulunterschiede, sie seien ein Zeichen für eine wachsende Spaltung der Gesellschaft.



Die Parasiten in den Schulzimmern

NZZ, 6.12.2021, Meinung & Debatte, Tribüne, Gastkommentar von *Philippe Weber*

In vielen Schweizer Schulzimmern sind in den letzten Jahren Computer Teil der Infrastruktur geworden, und der Fernunterricht während der Corona-Krise wirkte als unfreiwillige Weiterbildung im Bereich der digitalen Lehr- und Lernformen. Das Bildungspotenzial der digitalen Geräte ist für alle Schulstufen enorm. Lernprozesse können individualisiert werden, und zugleich sind neuartige kooperative Formen möglich; Schülerinnen und Schüler greifen auf online verfügbare Ressourcen zu und können lernen, die Informationen kritisch zu beurteilen, eigene Lernprodukte am Computer zu entwickeln und sie digital zu präsentieren. Die Notwendigkeit von Computern im Schulzimmer steht ausser Frage. Digitalität ist eine Selbstverständlichkeit für eine Schule, die auf das Leben in einer digitalen Gesellschaft vorbereiten will.

Mit dem Computer wurde allerdings auch ein Parasit in die Schulzimmer importiert. Er nagt beständig an der Aufmerksamkeit der Lernenden. Schülerinnen und Schüler sind während des Unterrichts mit Videos, Spielen, Nachrichten und Einkäufen beschäftigt, die nichts mit dem Unterrichtsstoff zu tun haben.

Eltern und Lehrpersonen, die diese Ablenkung beklagen, werden innerhalb der Bildungsforschung und -verwaltung der Fortschrittsfeindlichkeit bezichtigt. Die Maschinenstürmer der Gegenwart würden einem vermeintlich goldenen Zeitalter der Gutenberg-Galaxis nachtrauern, den Wettbewerb um Aufmerksamkeit mit der digitalen Industrie scheuen oder sie hätten die «21st century skills» nicht verstanden. Neue Medien hätten es in der Geschichte schon immer schwer gehabt, der Fortschritt werde sich aber letztlich durchsetzen. Die zynischen Reaktionen auf die Kritik am Aufmerksamkeitsproblem übersehen, dass sich das Verhältnis von Wirtschaft und Schule grundlegend gewandelt hat. Der Staat holte im 19. Jahrhundert mit der allgemeinen Schulpflicht die Kinder von den Bauernhöfen und Fabriken und steckte sie in klösterlich anmutende Gebäude namens Schulhäuser, um Konzentration und Kontemplation für Bildung zu ermöglichen.

Dieses Erfolgsmodell der Schule als Schutzraum gegenüber wirtschaftlichen Interessen ist mit dem digitalen Wandel bedroht. Die Tech-Konzerne haben die Mauern der Schulhäuser unterwandert und mit den Schulen einen Kampf um die Aufmerksamkeit lanciert. Sie lassen die Kinder und Jugendlichen digitale Angebote konsumieren und sie mit der damit einhergehenden Produktion und Distribution von Daten für sich arbeiten.

Die Schule muss offensiv reagieren. Erstens braucht es weiterhin auch analoge Zeiten und Lernformen. Während Gesprächen und Präsentationen sollten Schülerinnen und Schüler sich nicht hinter ihren Bildschirmen verstecken und für die digitale Industrie arbeiten können. Zweitens muss der Staat die digitalen Geräte kaufen, kontrollieren und überwachen. Das verbreitete Prinzip des «bring your own device», das den Familien den Kauf und die Kontrolle der für die Schule nötigen Computer überlässt, erweist sich für die Staatsfinanzen nur dann als vorteilhaft, wenn die pädagogischen Kosten nicht einberechnet werden.

Was bedeutet Schulpflicht im digitalen Zeitalter? Die Frage muss an den Schulen und in der Politik diskutiert und beantwortet werden, wenn das Potenzial der Digitalität für Bildung genutzt werden soll. Wer sich dieser Debatte im Namen des Fortschritts verweigert, artikuliert bloss die Interessen der digitalen Industrie.

Philippe Weber ist Dozent für Fachdidaktik Geschichte an der Universität Zürich und Geschichtslehrer an der Kantonsschule Zug.



«Sind Inklusion und Integration in der Schule gescheitert?»

Buch von Beat Kissling

Klappentext

Nach dem Begriff der „Integration“ wurde die „Inklusion“ 2006 im schulischen Bereich eingeführt, um Gleichwertigkeit in der Bildung für alle zu garantieren.

Beat Kissling, Erziehungswissenschaftler und Psychologe, zieht Bilanz:

- Was an der Integration überzeugte nicht?
- Ist eine optimierte Integration die Lösung?
- Ist einer „richtig“ praktizierten Inklusion der Vorzug zu geben?
- Geht es um mehr Öffentlichkeitsarbeit, um Akzeptanz zu schaffen?
- Was ist letztendlich entscheidend?
Der Autor liefert fundiert und sorgfältig differenzierend einen Beitrag zur Beantwortung der grundlegenden Frage, wie eine konsensuale Perspektive und Lösung gefunden werden kann, die dem humanen Anspruch der Integration und Inklusion gerecht werden - und Anspruch und Realität nicht auseinanderklaffen.
- Aus psychologischer, pädagogischer und anthropologischer Perspektive beleuchtet der Autor anhand ausgewählten Praxisbeispielen die Chancen und Risiken der Integration bzw. Inklusion und liefert Ideen für eine mögliche Zukunft.

